

# Dramatische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## William Wolfensberger.

Mit Bildnis.

Der jäh aus dem jungen, vielen Früchten entgegenreifenden Leben herausgerissene Dichter und Pfarrer William Wolfensberger\*), der zu den Lesern der „Schweiz“ des öfters in markigen Gedichten oder kleinen geistvollen Erzählungen sprach, hat aus der Feder des feinsinnigen Berner Dichters Georg Küffer ein kleines, aber sehr sympathisches literarisches Denkmal erhalten.

Das Schriftchen (Verlag Schulthess & Co., Zürich 1919) ist aus einem Vortrag entstanden, den Küffer anlässlich einer stimmungsvollen Gedächtnisfeier für Wolfensberger in der Berner Pauluskirche hielt. Mit glühender Liebe und zartem Verständnis schöpft Küffer aus dem zwar noch umfangkleinen, aber dennoch merkwürdig runden, geschlossenen poetischen Werk des Dahingegangenen, mit tief mitleidender Verehrung schöpft er aus Wolfensbergers kampfreichem Leben die Substanz zu seiner menschlichen und literarischen Würdigung. Man erhält ein lebhaft bewegtes, von Empfindung zitterndes Bild vom heiligen Streben und Entbehren und Ringen des Dichterpfarrers, der seine Seelsorge in den obersten Gemeindlein des bündnerischen Münstertales, in Fuldöra-Cierfs-Lü-Lüsai begann, dort infolge seiner unermüdbaren Hilfsbereitschaft bald Ehrenbürger wurde, dann aber, als wachsender Wahrheitsverkünder,

\*) Wir erinnern auch an den kurzen, gehaltvollen Nachruf, den Victor Gardung dem Verstorbenen im Januarheft dieses Jahrganges gewidmet hat.

unbequem ward und das Tal, in das er so unendlich viel Liebe und Selbstverleugnung getragen, als ein Unverständener verlassen mußte. Das brach sein Leben. Wohl fand er dann im alten heimeligen Städtchen Rheined eine Gemeinde, die ihn liebte und verehrte und sein Streben und sein Schaffen innig verstand; wohl richtete sich sein geknicktes Leben in dieser Sonne wieder auf. Er schuf hier die ergreifenden Erzählungen „Unseres Herrgotts Rebberg“ und „Religiöse Miniaturen“. Auch die genießenswerten, glücklich gestimmten „Lieder aus einer kleinen Stadt“, deren manche durch ihre knorrige, schlichte Männlichkeit fast gotisch anmuten, lassen es deutlich fühlen, daß sie in der dem Dichter so wohlthuenden Atmosphäre von Rheined entstanden. Ahnungen frühen Todes drängten ihn zu emsiger Arbeit. Die Grippe raffte den Edelmenschen, der sich stets für andere opferte, im Dezember letzten Jahres als einen noch nicht Dreißigjährigen dahin.

Dem Büchlein ist ein von Kunstmaler Hans Diegi in Bern gezeichnetes Bildnis William Wolfensbergers beigeheftet. Die von hoher, ideal gesinnter Energie erfüllten, vom leidvollen Kampf herb gezeichneten, dennoch nur Liebe ausströmenden Züge dieses Dichterkopfes scheinen das ganze tragische, von heiligem Feuer durchlohte Schicksal Wolfensbergers zu erzählen. Küffers warmherziges Büchlein weckt von neuem den Schmerz über den Verlust des hoffnungsvollen, reichbegabten Dichters. W. Rz.

## Dramatische Rundschau III.

Von Ruth Waldstetter, der in Bern lebenden Basler Dichterin, sind um die Mitte Mai am Berner Stadttheater zwei Stücke uraufgeführt worden: „Der Künstler“, ein Dramolett, und „Familie“, ein Schauspiel in drei Aufzügen. Die Dichterin ist schon früher als Gestalterin auch sozialer Probleme, besonders von Frauenfragen, aufgetreten, so etwa in ihrem ergreifend schönen Roman „Eine Seele“ (Bern, Francke). Natürlich packt eine Dichterin von der Echtheit einer Ruth Waldstetter all diese Fragen nicht mit irgendwelchen tendenziösen Absichten an; mit ihrem scharf logischen, unromantisch-unbeirraren Blick, der trotz seiner Schärfe doch nicht nur kühl zerlegt, sondern stets noch von unpersonlicher Liebe begleitet ist — mit diesem klaren Blick weiß sie die Unklarheiten heutigen Suchens und Wollens zu durchschauen und ihnen poetisch geläuterte Gestalt zu verleihen. Ob es ihr gelungen ist, dieses innere Geschehen auch bühnenmäßig einschlagend zu formen, darf man nach der (übrigens

recht gut vorbereiteten) Berner Aufführung wohl bezweifeln. Die Wirkung beider Stücke reißt nicht zu atemloser Spannung hin. Und dennoch weiß die Dichterin ihre Zuschauer bis zum letzten Wort im Bann ihres künstlerischen Willens zu halten; und so bleibt doch ein wohl nicht aufwühlender, aber vielleicht um so tiefer dringender Eindruck zurück, den man dankbar als Bereicherung inneren Besitzes empfindet.

Das Dramolett „Der Künstler“ stellt in den Mittelpunkt des Geschehens zwar den Komponisten Professor Steiner, den wir als berühmten, alternden, einsamen Mann kennen lernen; der Grundgedanke des stillvoll aufgebauten Einakters aber liegt noch tiefer, greift eigentlich hinter das sichtbar sich Ereignende und läßt auch der von Steiner einst jählings verlassen Geliebten, die von ihm einen Sohn hatte, menschliches Recht werden. Obwohl von ihr nur als von einer eben Gestorbenen die Rede ist, gibt ihr Tod doch den Anstoß zur endlichen Lösung des lange Jahre hindurch schon heimlich nagen-

den Konfliktes. Vielleicht wäre es weniger herkömmlich gewesen, wenn Ruth Waldstetter statt des Künstlers, der ja eine vielverwendete Figur ist, die Mutter seines unehelichen Sohnes zum tatsächlichen Helden des Dramoletts gemacht hätte. Aber es war der Dichterin darum zu tun, durch die Gestalt des Komponisten auch den schmerzlichen Verzicht des Künstlers auf irdisches Lebensglück zu verkörpern. Der Künstler wird vorwärtsgedrängt, „von der innern Kraft, blindlings, wahllos. Und wenn einer endlich zurückschaut, so ist das Opfer — verwest. Das

Entscheidende ist nur, ob man eine zweite Welt in sich hat und in ihrer Harmonie lebt. Die ist unsere Wirklichkeit.“ Zwischen dieser ureigenen geistigen Welt, von welcher der Komponist erschüttert spricht, und der allgemeinen Alltagswelt pendelt der Künstler mit besonders großem Ausmaß nach beiden Seiten. Beiden Welten ist er verantwortlich und wurzelt doch nur in seiner eigenen. Das ist der Zwiespalt, ist die Tragik und auch das Glück des Künstlers, ist sein Reichtum und seine Armut zugleich.

Der Tod der früheren Geliebten bringt den inzwischen erwachsenen Sohn in den Lebenskreis des Künstlers; die Versöhnung von Vater und Sohn erfolgt nach einer innerlich stark bewegten Aussprache. Der Sohn klagt (und darin verrät sich die tiefere soziale Idee des Stückes) im Namen der einst rücksichtslos verstoßenen, ihm erst aus postumen Briefen bekannt und lieb gewordenen Mutter den Vater an; der Künstler versucht, für seine Untat Verständnis zu wecken. Der tiefe Einblick, den das vornehm klingende Dramolett in die Seele des Künstlers und ihre Konflikte gewährt, stimmt den Zuschauer nachdenklich.

Ruth Waldstetter hat hier nicht so sehr einen individuell geprägten Menschen, als vielmehr den Künstler überhaupt zu gestalten versucht. Das bringt es vielleicht mit sich, daß

diese Figur nicht immer lebensnah und daher auch nicht immer bühnenmäßig genug berührt. Ähnlich ergeht es in gewisser Hinsicht den Personen im Schauspiel „Familie“. Auch hier handeln — mit besonderer Ausnahme etwa von Meta — nicht eigentlich aus dem zitternden Leben herausgegriffene Gestalten, sondern mehr Träger von Ideen. Deshalb heißt das Stück ja auch nur „Familie“; sein Geschehen beschränkt sich nicht bloß auf eine einzige, ganz bestimmte Familie wie etwa in Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“; nein, die hier gezeigte

Entwicklung ist derart zeitgemäß, daß sie sich in jeder andern Familie auch ereignen kann. In diesem Sinne könnte man das Schauspiel ein „Gedanken-Stück“ nennen. Aber auch nur in diesem Sinne. Denn es treten uns im übrigen nicht etwa blutleere Menschen gegenüber. Ruth Waldstetter entrollt das Bild einer nicht gerade ungewöhnlichen Familie, die durchaus nur unter dem einen harten Willen des Vaters steht und sich nun befreit, den Druck zersprengt und sich in Einzelmenschen und Einzelgewissen entfaltet. Es handelt sich also um eine „Revolution des Familienlebens“,

wie der bisherige ausschließliche Familienvorstand, der Gynäkologe Professor Reutter, in seiner Empörung über die freiheitlichen Ideen seiner Frau und seiner Kinder ausruft. Die Erkenntnis, daß der Mensch erst dann wahrhaft frei und selbstverantwortlich ist, wenn er sein inneres Gesetz, seine eigene Wirklichkeit erfaßt hat, diese Erkenntnis kommt den unterdrückten Familienmitgliedern allerdings erst durch den Tod der unter der väterlichen Starrheit dahinsiechenden Tochter Meta. Jetzt aber bricht sich das neu erkannte Leben so machtvoll Bahn durch den Felsen des väterlichen Zwanges und der väterlichen Alleinherrschaft, daß dieser zusammenbröckelt.

Die Figur des Sohnes Hans, des Malers,



† William Wolfensberger.

Nach einer Zeichnung von Hans Diegi, Bern.

der in dem bereits traditionell gewordenen Kampfe mit dem verständnislosen Vater lebt, ist nicht eben neuartig ausgefallen. Dagegen nimmt uns das kluge, ernste, selbständige Wesen seiner Braut, der Ärztin Dr. Sonja Born, mit der er sich gegen den väterlichen Willen verlobt hat, sehr ein. Die weiblichen Figuren überhaupt scheinen von Ruth Waldstetter tiefer, lebendiger erfasst zu sein als die männlichen. Das läßt auch die durch Krankheit wissend gewordene Meta, läßt jedoch vor allem die Mutter erkennen, die bisher fast leblos, eine Puppe war und nun durch den Kampf um das Wohl ihrer Kinder zu einer wundervoll warmen, wachen, lebensvollen Persönlichkeit gedeiht. Sie ist die ergreifendste und wahrste Figur des Stückes. In ihr ringt sich die größte und mächtigste Erkenntnis durch: die Mutterweisheit. Ehedem war sie verschlossen und schien zu schlafen; ehedem wußte sie nichts von sich selber und kannte nur den Willen ihres Mannes, der sie allerdings mit recht viel Liebe umgab. Nun aber, durch Krankheit und Schmerz, durch den Verlust Metas, dämmert es in ihr auf, daß auch sie ein eigenes Leben, eigenes Denken, eigenes Gewissen und eigenes Gesetz in sich habe. Im Mutterkampf um Freiheit und Glück des Sohnes opfert sie zwar die bisher so angenehme, gedankenlose Einheit mit ihrem Manne, opfert sie ihre Ruhe, folgt jedoch ihrem Gesetz, ihrer nun endlich erhörten inneren Stimme und weiß nun, daß Vater und Mutter zweierlei ist. „Aus zwei Vermögen könnt ihr eines machen, aber nicht aus zwei Gewissen eines.“ Durch diese Treue zu sich selber wächst

diese Muttergestalt zu eindrucksvoller Größe und Lebensfülle empor. Es wirkt wie das Aufblühen einer reinen Blume, wenn sie ihrem Manne gegenüber, der die Wandlung noch nicht versteht und der immer noch meint, die Frau müsse „die Prinzipien des Mannes“ leben, ihre neu erworbene Mutterweisheit und Mutterliebe schlicht und innig verteidigt: „Ach, wo wir wahrhaft lieben, tun wir von selber recht.“ Stolz und mit frei schwingender Freude übernimmt sie die Verantwortung für ihren Sohn, der ja das gleiche Erwachen erlebte wie sie, und ihre tiefe mütterliche Ueberzeugtheit macht schließlich auch den unfreien Vater in sich selber freier und milder.

Die Idee, die im „Künstler“ nur vom Hintergrund aus wirkt, die Idee, daß auch die liebende Frau unbedingtes Anrecht hat auf ihre volle innere Freiheit und ihre ganze Menschenwürde — dieser Gedanke ist in der „Familie“ nun zur Lebensader geworden. Die bisweilen fast heilig anmutende Gestalt der Mutter ist das Herz des Schauspiels: Mittelpunkt und Lebensspenderin. Sie vor allem verleiht dem Stück seine dichterische Wirkung, seinen seelisch warmen, vollströmenden Klang, den man so bald nicht mehr aus dem Gedächtnis verlieren kann. Beide Stücke\*), namentlich aber die „Familie“, machten den Zuhörern sichtlich Eindruck und ernteten sehr lebhaften Beifall. Die Dichterin wurde mehrmals hervorgerufen. W. Rz.

\*) Die beiden Stücke sind als Büchlein im Verlag von A. Franke, Bern 1919, erschienen.

## † Victor Hardung

(3. November 1861 bis 2. Juli 1919).

War es Zufall, daß uns bei einer Durchsicht der Mappe, in der Victor Hardungs ungedruckte Gedichte liegen, gerade „Morgen“ (S. 370) in der Hand blieb, diese ahnungsschweren Verse, deren vierter und fünfter die Frage enthalten:

Wird ein Köhlein wo sich regen,  
Das in langen Laken schreitet?

Noch haben wir bei der Wahl dieses Gedichtes nicht geahnt, daß sein Schöpfer die Korrektur nicht mehr selber lesen werde und unsere Bitte, auch der neuen Redaktion das Wohlwollen zu erhalten, dessen sich die bisherige in so reichem Maße erfreut hat, unerfüllt bleiben müsse. Eine Würdigung des Dichters und Mannes wollen wir heute nicht bieten. Die drei schönen Gedichte, die wir zu seinem Andenken nachträglich noch in dieses Heft stellten, sollen lediglich den Eindruck, den die Leser von dem langjährigen, treuen Mitarbeiter der „Schweiz“ bekommen haben, verstärken und die fein verstehenden Worte, die Maria Waser im

Jahrgang 1917 (S. 739) dem Bildnisse Hardungs beifügte, aufs neue bestätigen: „... und spätere Zeiten werden wohl verstehen, wie an der Wende zweier Weltanschauungen dieser stille, abseitige Poet als einer der Ersten unter den Türöffnern stand. Wenn man einmal begreift, daß der Sinn und Weg unserer Zeit im Zusammenbruch des Materialismus, in der Auflösung des positivistischen Weltbildes und der Wiederentdeckung der Seele als des Gottes in unserer Brust liegt, dann erst wird man auch imstande sein, Victor Hardungs Mystik richtig einzuschätzen und in ihr nicht Nachklänge einer verklungenen Romantik sehen, sondern vorklingendes Prophetentum.“ Könnte die Summe dieses Dichterlebens besser, richtiger gezogen werden? Und wer wäre eher imstande, diese Worte auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen, als die Leser unserer „Schweiz“, für die der Tod Hardungs einen unersehblichen Verlust bedeutet, da er seit ihrer Gründung ihr treuer Mitarbeiter war? H. M.-B.